Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 11 (1935)
Heft: 9

Artikel: Turbinen [Fortsetzung]
Autor: Fellmann, F. M.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-755132

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Turbinen

ROMAN VON F. M. FELLMANN

Copyright by Prometheus-Verlag, München-Gröbenzell

Neueintretende Abonnenten erhalten den bisher erschienenen Teil des Romans auf Wunsch gratis nachgeliefert.

Bisheriger Inhalt: Im Jordantal wird ein Riesenkraftwerk gebaut. Der Unternehmer heißt P. T. Isenfield. Sein Chefingenieur Romko de Warrieck, der mit seinem Assistenten Sepp Sixt zusammenhaust, erhält unerwarteten Besuch: seine Halbschwester Golden de Warrieck bricht bei ihm ein, zusammen mit einer Schar orientgieriger Freunde und Freundinnen. Die bulgarische Haushälterin, «Scheitan» genannt, hat alle Hände voll zu tun. Die blondlockige Golden küßt bei der Begrüßung — wohl im Irrtum — Sepp Sixt, statt den seit Jahren nicht mehr gesehenen Bruder, und Sixt ist von diesem Augenblick an verhext. Unter den Freunden sind zu nennen: Ruth Stjerna, eine preisgekrönte Malerin, Hein Gebbo, ein flinkzüngiger Reklamezeichner, eine Journalistin, eine Archäologin, ein Filmoperateur. Golden lernt Isenfield, den Wortkargen, geheimnisvoll Verschlossenen kennen und läßt sich und ihre Freunde von ihm einladen. Ihr Stichwort heißt «Flourney». Das ist der Name eines Finanzgewaltigen. Inzwischen hat sich der Schirokko über das Land gestürzt, und Chefingenieur de Warrieck wird vom Fieber gepackt. Isenfield bewirtet seine Gäste großzügig, Ruth Stjerna erhält Bildaufträge und hat nun monatelang zu tun. Die Gäste zerstreuen sich wieder, Golden aber bleibt bei Isenfield, angeblich als Privatsekretärin. Ihr Bruder Romko ist darob, als er es nach seiner Genesung erfährt, tief bedrückt. Auf einer ihrer täglichen Ausfahrten begegnet Golden einem geheimnisvollen Alten, einem arabischen Eselreiter, der ihr zuruft: «Dein Tag sei glücklich, Abisag! Erhalte dich, und du wirst erhalten werden. Sei bereit und er wird dich rufen».

3

Sepp Sixt bringt ein paar Kartengrüße von Goldens Freunden, die rührend an ihnen zu hängen scheinen. Wenn auf ihren Kreuz- und Querfahrten der Tiberias nahe ist, machen sie Abstecher und ruhen sich bei ihnen ein paar Tage aus. Sie bringen tausend Neuigkeiten mit und finden immer noch jeden Tag neue. Ilonka und Benten wollen durch die Wüste nach Südarabien. Sie haben Märchen gehört aus der Heimat der sagenhaften Königin Saba. Es geistern Hochburgen durch arabische Erzählungen, legendäre Städte, uralt und fremd, die noch keines Europäers Auge gesehen, noch kein weißer Fuß betreten hat. Aber es mangelt an Geld. Diese Reise ist eine Forschungsexpedition, die mit vielem Proviant und starker Bedeckung durchgeführt werden muß, wenn man nicht räuberischen Beduinen zum Opfer fallen will.

So allmählich kommt Ilonka heraus, ob nicht vielleicht Mr. Isenfield . . .?

Aber Golden lehnt ab. Auf Ilonkas Drängen ergibt sich ein gnädiger Zufall und läßt die Kameraleute mit dem Millionär zusammenkommen. Zwecklos. Pe-Te ist eilig und zugeknöpft. Geld kommt nicht in Frage. Die legendäre Königin von Saba kommt für ihn nur in Betracht, wenn sie für ihre Städte elektrisches Licht braucht. Das ist nicht zu machen, also wendet er sich leibhaftigen Verbrauchern zu, und Benten spottet ihm nach: «Salomon müßte schluchzen, wenn er so was hörte!»

Ilonka gibt die Hoffnung nicht auf. Sie haben schon herrliche Aufnahmen gemacht und blendend Erfolg gehabt mit Artikeln und ähnlichen Arbeiten. Sie werden zunächst nach dem Libanon gehen, um die berühmten Zedern zu filmen. Viel sind es nicht mehr. Die Gier nach dem wertvollen Holz hat ausgerottet ohne Rücksicht.

Kaum haben sie ihre Siebensachen in Ordnung, kommt Lely an und bringt ihren Professor mit, der sich zehnmal über die Störung entschuldigt und trotzdem gern und aufatmend wieder einmal eine kultivierte Umgebung genießt.

Lely ist braun wie ein Mulatte und erheblich schlanker geworden. Sie ist bedeutend sicherer in ihrem Wesen, beschäftigt sich mit Scheitan und ihrer Küche und macht das Gesicht der Haushälterin wieder freundlich. Den Professor hat sie gut gezogen. Respekt hat sie nicht viel, und wenn sie nicht in seiner Nähe ist, sieht er sich um und fragt: «Wo ist Bruder Studio?»

«Ich glaube, Lely», sagt Ilonka hinterlistig, »du wirst deine Examina herrlich bestehen, vielleicht auf 'ner anderen Linie; aber das schadet nichts.»

Lely guckt reizend dümmlich, und Ilonka sagt: «Gott, so'n Schaf!»

Mit Sodom und Gomorrha ist es vorläufig nichts mehr. Zu heiß und zu wenig Erfolg. Professor Stein will später dort weiterarbeiten und kehrt vorderhand wieder in seine alten Felshöhlen zurück.

Als es Gebbo schriftlich erfährt, versieht er es mit zufriedenem Kommentar: «Sie haben ausgelastert. Wozu überhaupt die Anstrengung, wo wir Paris und die anderen Babelanien haben?»

Golden hat zwar die Freunde gesehen, aber noch nicht den Bruder. Man wohnt eben ein gut Stück entfernt und hat verschiedene Pflichten.

Einmal, zweimal sieht Romko sie im Wagen von fern. Es gibt ihm jedesmal einen Stich. Er müßte wohl hinlaufen und ihre Hand nehmen: Komm mit, du! Was tust du bei Isenfield?

Aber Golden ist kein kleines Mädchen. Sie ist eine eigene und eigenwillige Persönlichkeit, die spricht, wenn sie sprechen will und schweigt, wenn sie schweigen will.

Und im Werk gehen die Arbeiten weiter.

Doris Landolf und der Reklamemaler

Gebbo und Ruth sind auf ihrer Kunstfahrt an einem Morgen auf den Karmel gestiegen, und Ruths Augen trinken nimmermüde die Umwelt.

Sie findet immer etwas, das sie fesselt, das sie rasch mitnehmen muß und schon während der flüchtigen Skizze in ein großes Bild hineinkomponiert.

Ruth hält sie alle fest. Sie gibt dem wandernden Bettelgeiger Kupfermünzen nach jedem Liede und läßt ihn dreißigmal dasselbe Lied auf seinem uralten zweiseitigen Instrument spielen. Bis sich Gebbos Magen umdreht; denn regelmäßig an einer bestimmten Stelle fängt der alte Bettelmusikant an zu singen, in ganz hohen und vibrierenden Nasaltönen. Es ist ein Gejammer, als ob ihm sein ganzes Leben zerschmettert wäre, und dabei ist es doch nur eins jener alten blumenreichen Symbollieder der Liebe:

«Ich bin der Krokus von Saron,
Ich bin die Lilie im Tal:
Wie die Lilie unter den Dornen
Ist unter den Mädchen mein Lieb.»

Der alte Spieler hat kaum noch Zähne. Unter dem Kopftuche, der ehemals weißgewesenen Harda mit der schwarzen Kamelhaarschnur, hängt graues Haar hervor. Sein langes Gewand ist ausgefranst, die braune Hand führt den flitzbogenrunden Bogen über die Saiten der drollig viereckigen Geige, deren spitzen Dorn er auf die Erde aufstemmt. Und immer an der gleichen Stelle reißt er den Mund auf und beginnt zu singen. Zuletzt lockt der durchdringende Ton noch andere Zuhörer heran. Sie haben alle viel Zeit im Orient. Sie setzen sich im Halbkreis um Ruth und Gebbo, und wenn der Refrain sich wiederholt, reißen sie plötzlich ebenfalls die Münder auf und jammern und vibrieren das Lied von den Krokussen Sarons und von den Lilien.

So geht das, und Ruth ist entrückt und hört es nicht. Gebbo duldet heldenhaft, nur vor dem Refrain zittert er, und schließlich springt er verzweifelt auf, stürzt sich auf den Alten und entreißt ihm die «rababek». Das hätte er nicht tun sollen, er merkt es zu spät. Eine enorme Keilerei entspinnt sich, und jetzt wird auch Ruth wieder wach und hat dringlichst Sehnsucht nach ein paar kräftigen Polizisten.

Es ist ein Getümmel und ein Geschrei, als wären zehnmal soviel Menschen da. Und plötzlich kommt um eine Wegbiegung ein Trupp kleiner blonder Kinder, und ihnen voran marschiert eine junge Dame.

Sie bleiben stehen. Ruth erkennt die Europäerin und bewegt hilflos die Hände. Gebbo hat seinen Hut verloren und einen roten Fez, sowie einen ausgerissenen Jackenärmel gewonnen. Er rauft wie auf einer bayrischen Kirchweih und verbittet sich ein für allemal weitere Saronslilien.

Da kommt das junge Mädchen heran und redet ein paar hastige Worte in arabischer Sprache. Gebbo versteht nichts; aber die andern verstehen. Sie besänftigen sich mit blitzenden Augen und ordnen ihre zerfledderten Gewänder wieder malerisch um die braunen Glieder. Dabei fliegen schnelle Worte hin und her, und das Mädchen wiegt den Kopf und wendet sich zu Gebbo: «Verzeihen Sie, mein Herr, aber Sie haben sich wohl etwas hinreißen lassen? Ich würde Sie bitten, dem alten Meskin eine Kleinigkeit zu geben. Es ist besser.»

Gebbo ist gekränkt; aber er sieht es ein. Der Meskin hält seine Geige wie eine Geliebte im Arm, und wenn er von dem Fremden jetzt ein Backschisch bekommt, so können die andern es ebenfalls verlangen. Es ist nichts zu machen, Gebbo muß zahlen, und alle zusammen ziehen nach dem friedlichen Vergleich den Berg hinab zur Stadt Haifa, die sich zwischen Bergland und Strand in die weite Bucht ihrer Hafenküste schmiegt.

Von da ab ist Gebbo auf rätselhafte Weise als Volksfreund berüchtigt, ein Ruhm, den er gern abgeben würde, weil er Aufsehen macht und Geld kostet. Es ist unheimlich, wieviel Verwandte und Freunde der Bettelmusikant hat. Auf Schritt und Tritt stellt sich ein verschmitzter brauner Mensch vor Gebbo auf und radebrecht in farbenbuntgeflicktem Kauderwelsch, daß er mit ihm zusammenhängt. Und dann halten sie großzügig die Hand auf und sind sehr, aber sehr erstaunt, wenn Gebbo energisch ablehnt.

Doris Landolf, die ihn auf dem Karmel vor der Horde räuberischer Beduinen befreite, wie er behauptet, hat seine männliche Ehrfurcht errungen. Sozusagen im Sturme. Und jetzt wartet er nur noch darauf, ihre Heimat kennenzulernen, eine deutsche Kolonie etwas landeinwärts.

Endlich kommt ihre Ferienzeit, und sie fahren aus dem heißen Haifa fort. In die Kolonie jener gläubigen Auswanderer des vorigen Jahrhunderts, die das Ende der Welt nahe wähnten und im heiligen Lande das Erwachen des ewigen Geistes hinter dem Untergange der Dinge erwarten wollten.

Der Untergang kam nicht, und sie machten das Land in mühsamer Arbeit erntefreudig und gebend und bauten Häuser wie in der Heimat, und sie feierten Feste und zogen Kinder auf, die in eine größer und bunter gewordene Welt den rechtschaffenen Sinn und den fleißigen Herzschlag ihrer Eltern trugen.

Andere Zeiten kamen, Technik wuchs neben den Gaben der Natur. Ideale verblichen, neue Ziele gestalteten sich. Nun bauen sie nicht mehr für das Vergehen, sondern für die Zukunft, auch wenn diese Zukunft früher oder später einmal das große Finale bringen wird. Palästina ist nicht mehr die Brücke zum Jenseits, nicht mehr nur Wallfahrtsstätte und Zentrum einer konzentrierten Frömmigkeit, Palästina ist Heimaterde geworden, segnend und unbarmherzig zugleich, und gibt Brot denen, die um Brot ringen.

Ruth geht mit staunenden Maleraugen durch die Kolonie. Ist hier nicht Europa? Aber, nein, da sind die eingeborenen Pflanzungsarbeiter, die Männer in alter Tracht, viele Frauen in «modernen», zigeunerisch grellen Kleidern. Wenn sie beieinander stehen und schwatzen, und man sieht es von fern, gleichen sie farbenstrahlenden Blumenbeeten. Braune Kinderleiber mit pausbäckigen Engelsköpfen und krausem Lockenhaar purzeln durcheinander.

(Fortsetzung Seite 242)

Gebbo geht umher mit Doris. Ruth sitzt irgendwo und arbeitet. In ihr ist alles heißes Leben der Augen, und ihre Hände möchten es nehmen und halten über sich hinaus.

Doris erklärt. Sie ist eine gerade, freudige Natur. Talheim ist ihr Geburtsort. Sie hat niemals dieses Land verlassen, und fremd und märchendunkel liegt das Land ihrer Ahnen in Europa. Sie geht mit Gebbo durch den Weingarten, wo die Reben kochen in der südlichen Sonne. Sie zeigt ihm die Früchte an den Bäumen und die Beeren, die am Strauche schon dorren, sie nimmt die frischen Feigen vom Baume mit einer köstlichen Gebärde des Besitzhabens, und alles ringsum ist trächtig und hingebend und überreich vor Glut und Kraft.

Gebbo denkt an sein unstetes Leben zurück, an den Hexenkessel Europa, an die Unrast, die schwebende Unsicherheit und Ungesichertheit jedes Menschen dort, an die bis zum Reißen angespannten Nerven, und er holt tief Atem. Gebbo wird ernst, ja, wirklich, richtig vernünftig ernst. Es ist hinter ihm und seinen Freunden doch das Ungesprochene breit und mächtig, und wenn sie es totschlagen mit Leichtsinn und Gelächter — es wacht jeden Morgen wieder auf und heißt: Angst.

Hier aber ist der Acker, der sich umbrechen läßt in harter Arbeit, der Saat nimmt und reifen läßt und Ernte gibt. Hier steht das Haus, und Doris ist darin geboren und Kind gewesen und kennt es ausruhend und immer gewiß als Heimat. Der Brunnen ist da, und der Fluß rauscht unfern vorüber. Der Backofen rauscht und entläßt das kernige Bauernbrot aus seiner Höhe wie in nördlicheren Ländern.

Niemals ist Gebbo so nah bei Gärten und Aeckern gewesen und nie so nahe bei Geschöpfen ohne Angst. Und auch dieses Leben hat seine Gefahren. Doris erzählt betrübt, wie sie um kleine Kinderherzen bange ist, wenn der dörrende Sommer kommt, erzählt von den vielen kleinen und großen Gräbern der Einwanderer aus dem Westen, die hingewelkt sind wie Pflanzen im fremden Boden.

«Und Sie?» fragt Gebbo. «Haben Sie nie Heimweh nach Europa? Drängt das Blut der Voreltern nicht nach Norden?»

Sie sieht ihn an und lächelt.

«Heimweh nach dem, das ich nicht kenne?»

«Hat man nicht manchmal Heimweh nach Unbekanntem?» meint Gebbo gedankenvoll, und ihm ist so verdreht zumute, als müßte er hier stehenbleiben zwischen Oel- und Feigenbaum und Wurzeln schlagen im brennheißen Lande, ein Gebbobaum mit Früchten, die er selber noch nicht kennt.

«Es muß schön sein, ein Baum zu sein in der Sonne», sagt er unvermittelt, «zu wissen, wozu und warum man da ist, festzustehen und zu wachsen, sich mit den Winden und Stürmen zu schlagen — und einmal kommt Ihre freundliche Hand und bricht die Früchte und freut sich daran.»

Doris lacht. Unbefangen und herzlich, wie sie mit ihren lustigen Schulkindern lacht.

Es wird Abend, und die Familie Landolf sitzt auf der Veranda. Die Männer rauchen. Es geht ein leises Geplauder um den Tisch. Von den Hütten der Araber klingt die Schalmei herüber, Geigentöne flechten sich ein, und Ruth scherzt halblaut: «Wenn sie singen, Gebbo, wirst du sofort schlafengehen und alle Luftlöcher verbarrikadieren.»

Gebbo muß wieder sein Abenteuer erzählen, und Doris protestiert, weil sie immer heldenhafter und größer dabei wird. Schließlich lauscht Gebbo eine Weile dem fremden Feierabendklange und sagt versöhnlich: «Es kann doch sein, man gewöhnt sich mit der Zeit daran.»

Die andern stimmen zu. Die Sterne stehen hell und betörend über dem Hause. Es ist die Zeit, wo im Tiberias die weiße Gestalt eines Mannes in den Wellen liegt und das ferne Licht über dem Ufer anstarrt. Zeit der Müdigkeit, Schlafenszeit. Und Zeit der Sehnsucht nach dem andern, nach dem du, Zeit der zärtlichen Flüsterworte und der angstlosen Gebärde des Besitzhabens.

Zeit der verrückten Gefühle, empfindet Gebbo plötzlich unwillig und ärgert sich über das Windlicht, das aufflammt und mit verräterischem Schein sein ganzes suchendes Gesicht umfaßt, das Doris zugewandt ist und ihre Züge aus dem Dunkel rätseln wollte.

Sie haben sich unversehens dicht voreinander; denn auch Doris ist ihm zugewandt, und beide staunen sich an und erschrecken unmerklich vor dem unverhüllten Ruf in ihrem Blick und rücken sich zurecht und lachen verlegen.

Die Tage vergehen in Hitze und Heiterkeit. Landolfs sind gastfreudige Menschen. Ruth stört keinen, und Gebbo spielt Bauer und schuftet oft wie nicht gescheit, so daß sie ihm lachend vorschlägt, sich eine Plantage zu kaufen in der Nähe.

Gebbo hebt ihr Kinn zu sich auf und küßt sie mitten auf den Mund: «Satansbraten! Du Satansbraten! Herrjee, ihr unheiligen Heiligen, was schreckt ihr einen auf mit sündhaften Gedanken! Land, Ruth, brennendes braunes Land — und Gebbo, der Irrwisch, und alles, was du greifst, ist lebendiges Leben und lebendige Kraft und will bitterlich hart errungen und erhalten sein. Hör, ich weiß jetzt, daß der Bauer sein Land auf dem Herzen trägt, daß er spürt, wenn es schreit nach Saat und Ernten, wenn es dürstet im Sonnenbrande und stöhnt im Sturme. Und wie erst hier und vielleicht in aller Welt, wo der Auswanderer es sich erzwang aus dem Unbekannten.»

Er dreht sich um. Da muß Doris stehen. Aber Doris steht nicht mehr da. Sie verschwindet eben im Hause, und Gebbo will etwas sagen; aber er zieht es vor, hinterher zu stürzen.

Ruth sitzt baff unter ihrem grünen Sonnenschirm und zieht die Stirn kraus und sagt mit Altmutterstimme: «Gebbo, Gebbo?»

In der Diele und im Wohnzimmer und in der Veranda und in der Küche und nirgends überhaupt ist Doris zu finden. Gebbo gibt sich viel Mühe, sie zu finden. Da erscheint Doris kühl und förmlich auf dem Plane und verkündet: «Ich gehe mit meinem Vater zur Kaffeepflanzung hinaus, die Matten aufbinden.»

«Ich auch!» springt Gebbo befreit auf, und Doris sieht an ihm vorbei und sagt leise: «Bitte, wie Sie wollen.»

Sie gehen. Ihr Vater ist schon fort, mit den Arbeitern, die die Matten abgeladen haben bei der Pflanzung.

Gebbo pendelt vergnügt neben Doris und merkt erst allmählich ihr stilles Schreiten.

«Sind Sie verstimmt, Fräulein Landolf?»

Sie schüttelt den Kopf.

«Doch nicht müde? Oder fühlen Sie sich krank?»

«Es ist nichts.»

«Haben Sie einen schlechten Brief bekommen?»

Sie schaut ihn an, aus dem Brunnen verdeckter Kümmernis heraus, und er möchte den Blick festhalten; aber er entschlüpft ihm wieder.

«Einen Brief? Nein. Ich bekomme kaum Briefe.»

«Es ist aber etwas. Ich merke es doch!» sagt Gebbo eigensinnig, und sie wehrt ebenso eigensinnig ab: «Nichts ist.»

«Na, schön. Entschuldigen Sie bitte.»

Sie nickt. Aber Gebbo ist aufmerksam geworden. Er paßt auf wie ein Wachhund an der Leine, und bis die Sonne dahinten über der Tamariske steht, muß er wissen, was Doris so verändert hat. Spätestens.

Es ist ein friedlich-unterhaltsames Arbeiten zu dritt. Als sie heim müssen, ist noch viel zu tun für den nächsten Tag.

Landolf kreist noch zu seinen Feldarbeiten hinüber. Doris und Gebbo gehen langsam nach Hause. Es ist gut, so verglüht und benommen zu gehen, wenn die Arbeit getan und gut getan ist, wenn die Erde sich zu Staub mahlt unter dem Fuß, wenn Schlaffheit alle Glieder hinfließend müd macht — und wenn man einen Gefährten neben sich hat auf gleichem Wege. Meint Gebbo.

Er redet von der Pflanzung, als gehörte sie ihm. Er redet eigentlich gedankenlos. Sein Haar klebt schweißnaß an den Schläfen, und Schweiß tropft unter dem breitrandigen Hute hervor. Kleines belangloses Zeug spricht er. Es ist soviel Feierabendglück in ihm, Genießen, daß Doris, der Mensch eines andern Milieus und eines andern Landes, kameradschaftlich neben ihm geht und zuhört. Seine Lippen, sein Hirn, seine Gedanken, alles ist müde, sogar sein Genick, wenn er den Kopf drehen will. Nur sein Herz ist hellwach und hurtig.

«Ist Ruth Stjerna Ihre Braut?» fragt Doris teilnahmlos, und Gebbo hört, daß sie gar nicht aufgepaßt hat. Wie könnte sie sonst so verschrobene Frage um Ruth tun, wenn er von Jaffa-Apfelsinen spricht?

«Ach wo. Wieso denn?»

Doris preßt den Mund heftig aufeinander. Daran hat sie nicht gedacht, daß er so zurückfragen könnte. Es ist unangenehm.

Aber Gebbo will noch einmal wissen: «Wie kommen Sie zu dem Gedanken, Fräulein Doris?»

«Ich glaubte nur.»

«Ja, aber wieso denn?»

Das ist noch immer keine Antwort, und sie wollte doch kein peinliches Verhör, sondern Antwort.

Gebbo schüttelt allmählich die Mattigkeit aus dem Hirn. Krabbelt mit trägen Gedanken durch die verflossenen Stunden. Und fängt an zu pfeifen. Aber noch ein unbestimmtes Lied.

«Hm, hm», näselt er und mimt den Harmlosen. «Wenn ich wüßte, wieso?»

Doris ist jetzt fest entschlossen, sich nicht in die Enge treiben zu lassen und sagt ablenkend: «Ich glaube, die Matten werden ihren Dienst verrichten. Hoffentlich schaffen wir es morgen.»

«Hoffentlich! Was ich sagen wollte, warum soll Ruth meine Braut sein? Uebrigens sagt man Schtärna zu Stjerna. Das ist nämlich Norwegisch.»

Doris ist es egal, wie es heißt. Sie möchte Gebbo jetzt nur aus dem einseitigen Thema weghaben.

«Eine Frage ist doch erlaubt.»

«Jede Frage hat einen Grund, denke ich.»

«Was sollte das für ein Grund sein?»

«Vielleicht Freundschaft?. Weil Sie mich doch aus der Mordschar räuberischer Bedui . . .»

«Bloß nicht wieder!» lehnt Doris entsetzt ab, und er hebt bedauernd die Schulter.

«Also nicht Freundschaft? Einfach Menschlichkeitsgefühl? Rassenverwandschaft?»

«Meinetwegen das.»

«Also kann ich mir aussuchen?»

Und jetzt ist Doris ärgerlich.

«Denken Sie, was Sie wollen. Ich meinte nur, weil Sie ihr . . . weil Sie sie . . . oder haben Sie sie vielleicht nicht geküßt?!»

Gebbo pfeift laut und wahrhaftig wimmernd. Jetzt kann er es, allerdings ungewollt, weil er lachen muß, so tief nach innen lachen. Es gibt Worte, die sich wie Leckerbissen schmecken lassen, und er wälzt sie genüßlich auf der Zunge herum.

«Ja, die Ruth», hebt er zu rühmen an. «Ich habe ihr schon öfter einen aufgeknallt, mitten auf den harmlosen Kindermund. Sie wischt ihn immer ab hinterher. Schade.»

Doris sieht ihn mit offenem Munde an, und er schaukelt mit den Schultern und macht eine lebemännische Miene.

«Da ist doch nichts dabei?»

Sie schweigt und kneift die Lider zusammen und schaut ins Land hinaus.

«Oder doch?» will Gebbo wissen. «Ruth nämlich ist was Goldiges. Sie hat oft so Einfälle, die sie hersagt wie automatisch, als redete ein anderes aus ihr. Und es stimmt oft. Es ist oft das, was man in sich fühlt und nur nicht recht nennen will, weil man Hemmungen hat. Und Ruth sagt es so hin, daß es einem näher rückt, eben weil es der andere Mensch auch schon gespürt hat. Das Sonderbarste ist, daß sie es selber nicht immer gleich begreift. Dann muß man ihr einen Dankeschönkuß geben oder einen Freudenkuß oder so. Ist das schlimm?»

Doris hat den Kopf gesenkt. Der große Hut schattet und verdeckt ihr Gesicht. Es ist Demut und Einsamkeit in ihrem Schritt. Sicher weiß sie nicht, wie das ist mit Ruth. Aber dann wendet sie sich ihm zu und sagt ernsthaft: «Es ist wohl wie bei meinen Kindern, wenn sie kommen und ihre Aermchen um meinen Hals legen und mich liebhaben, weil ich ihren kleinen Herzen vertraut geworden bin.»

Eine große unsichtbare Welle von Harmonie schwingt zwischen ihnen und trägt sie im gleichen Rhythmus, und Gebbo gibt sich einen Ruck.

«Es ist schön das, einen Menschen nahe zu fühlen. Wir Menschen sind uns im allgemeinen heute recht fern, nicht nur rassisch wie hier.»

«Ruth», sagt Doris, «ein Name, der hier zu Hause ist. Kennen Sie Boas Feld? Es wird heute noch gezeigt, und wenn es auch vielleicht nichts als Legende ist, die Geschichte der Aehrenleserin ist so schön. Treue, Dank und Liebe.»

«Könnten Sie das auch? Zu dem Mann gehen, der Ihnen Güte gab und Schutz und ihm alles bieten als restlosen Dank?»

Darüber kann Doris keine Auskunft geben.

«Ich seh schon», sagt er gönnerhaft. «Wenn Sie Ruth wären und ich der Boa, Gottstrambach, warten könnte ich, bis ich schwarz bin, und Sie nähmen meine Aehren und zögen von dannen. Das ist der Unterschied zwischen damals und heute, zwischen Märchen und Wahrheit, Idealismus contra Egoismus! Wieder um eine Enttäuschung reicher. So geht es mir. Merkwürdiges Land dieses Land.»

«Nein!» bleibt Doris empört stehen. «Das ist nicht wahr! Und natürlich könnte man das! Warum auch nicht? Wenn es bloß Dankbarkeit ist? Oder ist etwa was dabei?»

Gebbo hat gesiegt. Er sieht sie hell und lustig an.

«Nun, sehen Sie! Natürlich ist nichts dabei. Nur — es würde mir vermutlich wie dem beneidenswerten Boa gehen. Bloß, ich würde rascher zufassen und festhalten. Wenn Sie Ruth wären und ich Boa.»

«So . . .?»

«Ja. — Aber ich bin nur Gebbo, der Reklamemaler, und Sie sind Doris Landolf, und damit ist das fromme Märchen zu Ende. Irgendwie sind Märchen ja immer traurig und wenn es nur deshalb ist, weil sie fern sind.»

«Sind Wirklichkeiten so wenig wert?»

«Sie sind unterschiedlich.»

«Wieso unterschiedlich?»

«Sehen Sie Ruth an — da kommt sie übrigens gerade und will uns vermutlich abholen — warum kann ich ihr einen Dankkuß geben und Ihnen zum Beispiel nicht? Laufen Sie doch nicht so, Doris, ich verliere ja den Atem, wenn ich gleichzeitig denken, reden und schwitzen soll. Und jetzt bleibe ich stehen, und Ruth wird schon von alleine herankommen. Was sagen Sie dazu?»

«Ja, sie kommt uns entgegen. Sie hat einen Brief in der Hand.»

«Das gestatte ich ihr. Ich meine jetzt den Kuß.»

Doris gibt eine heftige, abweisende Antwort.

«Was geht mich Ihr Kuß an, Herr Gebbo? Sie sagten selber von Unterschieden in der Wertung.»

Ruth ist schon sehr nahe, und er muß rasch und halblaut Antwort geben.

«Gut, daß Sie mich erinnern. Ein Unterschied ist dabei. Denn bei Ihnen wäre es keine reine Dankbarkeit mehr, wahrhaftig nicht. Bei Ihnen, Doris, brenn' ich durch, und die ganze schöne Dankbarkeit wird Sehnsucht, Sehnsucht, Sehnsucht und Liebe . . .»

Ruth hat sie erreicht und fällt Gebbo in den herrlichen Mut, mit dem er die ersten Früchte seines Herzens im Sonnenlande rupft und sie der braunen Doris hinhält: Da nimm, und tu, wie du willst!

(Fortsetzung folgt)